

Hans Meyer

**NEUWIED
IN DEN
LETTZTEN
KRIEGS-
WIRREN
1945**

**Erinnerungen
an die Zeit
vom 16.2. bis 22.3.1945**

Zum Gedenken an Pfarrer Hans Meyer

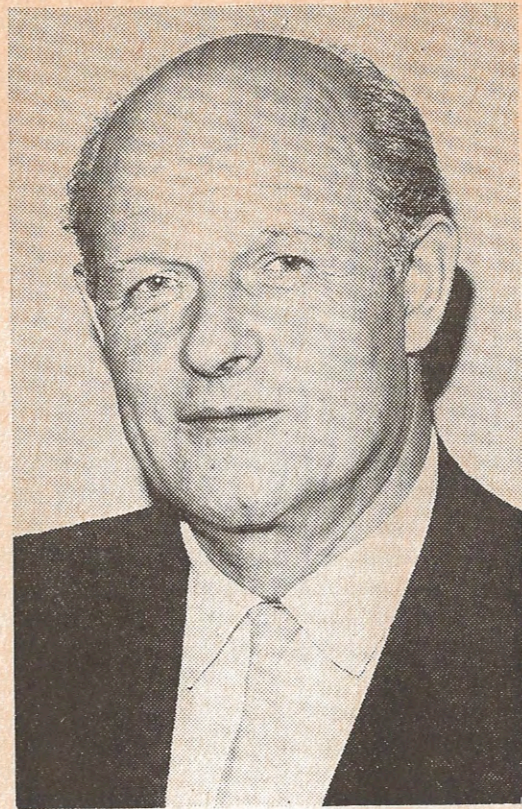
Hans Meyer, Landessozialpfarrer der rheinischen Kirche und zweiter Studienleiter der Evangelischen Akademie Mülheim (Ruhr), ist am 6. April 1971 nach einem Herzinfarkt gestorben.

In Neuwied war Hans Meyer seit 1935 Pfarrer an der evangelischen Marktkirche gewesen und hatte sich durch seine mannhafte Haltung gegenüber Machenschaften von Kreisleitung und Gauleitung der NSDAP bald große Achtung und Beliebtheit weit über die evangelische Gemeinde hinaus erworben. Als ihm Maßnahmen der Gestapo drohten, meldete er sich zur Wehrmacht und nahm als Infanterieoffizier an den schweren Rußlandkämpfen teil.

Kurz vor Kriegsende kam er durch eine Verwundung in ein Lazarett nach Neuwied, wo auch seine Familie noch wohnte. Als nach dem Rheinübergang der Amerikaner über die Remagener Brücke Neuwied in den Frontbereich geriet, fiel ihm, als „Offizier zur besonderen Verwendung“ dem Standortkommandanten zugeteilt, in den dramatischen Tagen vor der Einnahme der Stadt eine besondere Rolle zu. Als er vom Generalkommando den Befehl zur Verteidigung der Stadt „mit allen verfügbaren Kräften“ erhielt, war es seinen klugen und besonnenen Maßnahmen zu verdanken, daß die Stadt vor einer totalen Vernichtung durch die Amerikaner infolge eines sinnlosen Widerstandes bewahrt wurde.

Die persönlichen Erinnerungen von Pfarrer Hans Meyer „Neuwied in den letzten Kriegswirren 1945“ (1953 in „Bilder und Gestalten aus der Vergangenheit der Stadt Neuwied“, Verlag Strüder, veröffentlicht) vermitteln ein lebendiges Bild jener dramatischen Tage.

Zum Gedenken an Hans Meyer, der damals entscheidend zur Rettung der Stadt beigetragen hat, werden seine Aufzeichnungen nochmals wiedergegeben.



Pfarrer Hans Meyer †

Neuwied in den letzten Kriegswirren 1945

Erinnerungen an die Zeit vom 16. 2.—22. 3. 1945

von Hans Meyer

Meine Aufzeichnungen sind mir sämtlich abgenommen worden, so daß ich nur nach dem Gedächtnis erzählen kann; daher können Daten eventuell nicht genau sein.

Am 16. 2. 1945 kam ich in Neuwied von der Ostfront her verwundet an. Nach ein paar Ruhetagen — es lagen ununterbrochene Rückzugskämpfe seit Anfang Januar hinter mir — ging ich zum Lazarett in der Zinzendorfschule, um meine Splitterverletzungen nachsehen zu lassen. Es fand sich, daß einer aus dem Fuß entfernt werden mußte; das trug mir Ruhe bis zum 9. 3. ein. — Inzwischen drängte sich in Neuwied mehr und mehr der Strom der geschlagenen zurückflutenden deutschen Westarmeen.

Am 9. 3. wurde das Lazarett aus Neuwied verlegt — nach Limburg hieß es. Für mich stand die Frage offen, ob ich als Ambulanter mitgehen oder bleiben sollte, und ich entschloß mich zu letzterem.

So meldete ich mich im Lazarett ab und suchte eine Stelle, wo man mich verwenden könnte. Im Neuwieder Flakturm geriet ich in eine Lagebesprechung, die der Ia einer Division leitete. Ich hörte ein paar Minuten zu. Der Ton war mir bekannt: Widerstand bis zum Letzten, um jeden Preis, Erschießen aller Defaitisten . . . Das war der Stil, bei dem ohne jede Rücksicht auf militärischen Sinn oder Unsinn, ohne Rücksicht vor allem auf Menschen „verheizt wurde“, was eben da war. — Ich empfahl mich und ging zum Standort-Ältesten, Hauptmann Kupp, aufs Wehrbezirkskommando. In ihm fand ich einen ruhigen und besonnenen Mann, der vor allem noch etwas von Verantwortung für die mit Zivilisten vollgestopfte Stadt kannte. — Im Gespräch unter vier Augen wurde uns klar, daß es darum ginge, jedes Vabanquespiel mit Menschenleben zu vermeiden, nicht ohne Notwendigkeit den Kampf auf die Stadt zu ziehen und Ruhe und Ordnung zu sichern. Er erreichte, daß ich ihm durch das Generalkommando in Wiesbaden „z. b. V.“ mit Rücksicht auf meine Verwundung zugeteilt wurde und



Am 15. Januar 1945 wurde die Rheinbrücke von Neuwied durch Bomben zerstört.

erhielt zunächst den Auftrag, im Gymnasium an der Engenser Landstraße Versprengte zu sammeln.

Am gleichen Tage erschienen auf den Höhen von Bassenheim her ein paar vereinzelte amerikanische Panzer und schossen in das Gedränge der von Eifel und Ahr her zurückflutenden Armee Model hinein, das sich vor der Engenser Brücke staute. Da kurz zuvor die Remagener Brücke durch Handstreich genommen worden war — es hatte die verantwortlichen Offiziere das Leben gekostet — ließ der zuständige Pionieroffizier in Engers die Brücke sprengen, obwohl die vorhandenen eigenen Waffen und Panzer bei weitem ausgereicht hätten, die Spitzen der Amerikaner noch zurückzuschlagen.

Das hatte zur Wirkung, daß Panzer, Geschütze und Fahrzeuge der Armee auf dem Westufer des Rheines liegen blieben und statt einer Armee nur ein Haufen in voller Auflösung über den Rhein kam. Für Neuwied mag das immerhin die Folge gehabt haben, daß für eine Verteidigung mit ernstzunehmenden Waffen kaum noch etwas übrig blieb.

Alle aufgefangenen Versprengten sollten auf Befehl von Model in Neuwied bleiben und eingesetzt werden. Ich ließ statt dessen jeweils Gruppen der gleichen Division zusammenkommen, ließ die Männer schlafen, sich verpflegen und schickte sie dann unter Führung eines Unteroffiziers oder Offiziers weg auf den Westerwald.

Einmal war es unmöglich, sie in Neuwied zu bewaffnen, eine Besetzung des Rheinuferes in Neuwied war aber auch militärisch völlig sinnlos: Die Amerikaner hatten die Remagener Brücke in Besitz und brauchten wirklich in Neuwied keinen Übergang zu erzwingen. Und schließlich lag mir daran, in Neuwied keine Soldaten zusammenzuballen und möglichst viele Leute auf den Weg nach Hause zu schicken.

Das war aber nur möglich, indem man sich selbst und die Männer dem Zugriff der zahllosen Truppenteile und Stäbe entzog, die in diesen Tagen durch Neuwied kamen und natürlich jedesmal verkündigten, daß „Alles nur auf ihr Kommando zu hören habe“.

Ich weiß nicht, wie viele Gespräche mit Offizieren aller Dienstgrade ich in jenen Tagen geführt habe, um ihnen klarzumachen, daß es völlig sinnlos sei, die erschöpften, demoralisierten und unbewaffneten Soldaten als „Wacht am Rhein“ in Neuwied aufzubauen, daß man sie — wie wir es von der Wolga bis an die Donau getan hatten — sich rückwärts sammeln lassen müsse, um sie als einigermaßen brauchbare Truppe wieder in Stellung führen zu können — und daß es ein höchst fragwürdiges Unternehmen sei, ausgerechnet um Neuwied einen Kes-

sel vollzustopfen und verteidigen zu wollen, wo die Amerikaner bereits von Linz her über die Höhen angriffen.

Nur die Unterstellung unter das Generalkommando in Wiesbaden machten es Hptm. Kupp und mir möglich, uns immer wieder zu behaupten und in Neuwied zu bleiben und dort einiges für Ruhe und Ordnung zu tun. Außerdem half dazu entscheidend das Erscheinen der Amerikaner auf dem linken Rheinufer und das Einsetzen von Artilleriebeschuß auf Neuwied. Das hatte zur Folge, daß alle höheren Stäbe sich auf den Westerwald verzogen und uns in Neuwied relativ in Ruhe ließen. Freilich fehlte es nicht an immer wiederholten Versuchen, uns mit unseren Männern herauszuholen und auf dem Westerwald einzusetzen und zu „verheizen“. Ich erinnere mich noch, wie mir ein entsprechender Befehl eines Generals aus Rengsdorf durch einen Oberleutnant überbracht wurde, der sich als Kamerad aus der Ostfront erwies und schmunzelndes Verständnis dafür hatte, daß ich ihn bestellen ließ, ich hätte Befehl, in Neuwied zu bleiben, d. h. in unmittelbarer Nähe des Gegners und könne mich nicht nach rückwärts begeben.

Das Übersetzen über den Rhein nach Sprengung der Engerser Brücke war eine Tragödie gewesen. Die dazu vorhandenen Pioniermittel auf der Pfingstwiese in Heddesdorf blieben völlig ungenutzt liegen, der verantwortliche Pionierkommandeur erschien nicht mehr. So blieb es dem Reeder Aviszius und ein paar Rheinschiffen überlassen, einen behelfsmäßigen Fährbetrieb durchzuführen und die Versprengten vom linken Rheinufer herüberzubringen.

Aus den letzten Leuten, die meine Sammelstelle passierten, hatte ich mir inzwischen eine Abteilung zusammengestellt für die Aufgaben, die Hauptmann Kupp und mir wesentlich erschienen. Dazu kamen eine Reihe Urlauber aus Neuwied und Umgegend, die sich bei mir meldeten — und die ich in der Stadt mit einsetzte, da sie hier wirklich gebraucht wurden und anderswo nur noch sinnlos geopfert worden wären.

Es waren dabei einige Niederbieberer, die auch glücklich durchkamen und dort heute wieder leben. In der Stadt mußten wir Streifen laufen, um auf Marodeure und Fremdarbeiter aufzupassen, Tankstellen und Bahnhof waren zu bewachen usw. Außerdem ergab sich eine besonders wichtige und sinnvolle Aufgabe: Vor Neuwied lagen eine ganze Reihe von Rheinschiffen mit Kohlen, Briketts usw. und am Wickingwerk ein Kahn, das Rheinschiff „Ostara“, Schiffer Karl Kühnle/Hassmersheim, mit Mehl. Ich wurde mit Hauptmann Kupp einig, daß wir versuchen müßten, Kohlen und Mehl zu löschen, um die Brotversorgung der Bevölkerung zu sichern. Da die Amerikaner auf der anderen Seite lagen,

konnte dies nur bei Nacht geschehen, denn tagsüber wurden wir dauernd durch 2 bis 3 Artillerieflieger beobachtet und beschossen.

Mein Versuch, aus den Luftschutzkellern eine Gruppe von Männern zu sammeln, die freiwillig nachts Kohlen und Mehl löschen wollten, scheiterte wegen des Beschusses. Eine Gruppe, die ich zusammenbrachte, löste sich beim ersten Beschuß in Wohlgefallen auf. So nahmen wir Soldaten. Dazu kam eine Gruppe von holländischen Rheinschiffen, die sich freiwillig meldeten, da sie so der Gefahr entgehen konnten, nach dem Inland abgeführt zu werden. Ich brachte sie im Keller des fürstlichen Schlosses unter, zusammen mit einem Teil meines Kommandos, während der Rest im Bezirkskommando liegen blieb.

So hielten wir tagsüber im wesentlichen Ruhe und arbeiteten nachts. Mehl und Kohlen kamen zum größten Teil in die Brotfabrik, die ihren Betrieb durchhielt und in die Bäckereien Kohlhaas und Luhmer, die dem Rhein am nächsten lagen.

Mit dem Beschuß war es zunächst auch durchaus erträglich geblieben, da wir uns einig waren, daß es sinnlos wäre, durch unnötiges Geschieße unsererseits die Amerikaner herauszufordern. Hauptmann Kupp und ich hatten für unsere Leute den Grundsatz aufgestellt: Wenn wir nicht angegriffen werden, schießen wir nicht! — Leider gab es aber bei den ab- und durchziehenden Truppen Leute, die mit aller Gewalt ihre letzten Granaten verschießen mußten. So schoß eines Tages eine Werferabteilung trotz Protestes der Frauen und Mütter von der Gegend des neuen Friedhofes völlig sinnlos nach Weißen-thurm herüber. Ebenso eine Inf.-Geschütz-Kompanie, die ihre letzten Granaten von irgendwelchen Plätzen aus verschoß. Die Antwort war verstärktes Feuer der Amerikaner. Doch blieben immer wieder an jedem frühen Morgen ein paar Stunden Zeit, in denen die Bevölkerung Brot und Lebensmittel einkaufen konnte. Tagsüber konnte man sich dann nur in eiligem Tempo per Rad über die Plätze und Straßenkreuzungen wagen. Besonders auf dem Vorplatz des Schlosses bin ich mehrmals mehr in den Keller gefallen als gestiegen.

Bemerkenswert war die Treue und Unerschrockenheit, mit der die noch anwesenden Ärzte und auch Seelsorger bei den ihnen anvertrauten Menschen aushielten und sie z. T. gemeinsam in den Bunkern aufsuchten, trösteten und betreuten. Mit Pfarrer D. Reichel, Pfarrer Möhrchen und Rektor Dr. Brands vom Elisabeth-Krankenhaus und den Ärzten Dr. Hachenberg und Dr. Grzembke kam ich in diesen Tagen oft zusammen; und es sind in aller Not und Bedrängnis damals viele gute Gespräche geführt worden über die Pflicht und Verantwortung, die wir angesichts des offenkundigen Zusammenbruches nun hätten. Es

war uns allen klar, daß wir uns nicht an dem wahnsinnigen Amoklaufe des zusammenbrechenden Regimes beteiligen dürften, das das ganze Volk in sein Verderben mitreißen wollte. Ebenso saß im Rathaus eine Gruppe von Menschen, Beamte und Angestellte aller Dienste, die in ihrer Verantwortung aushalten und das Beste der Stadt und ihrer Menschen im Auge behalten wollten. Wer belastet war und ein schlechtes Gewissen hatte, war in diesen Tagen schon davongelaufen, hatte sich in Sicherheit gebracht — oder wirkte aus dem Hintergrund. Von den deutschchristlichen Pastoren hielt Pfarrer Marten aus, nur die Gemeinde Heddesdorf war verwaist. Dort tat nur die Gemeindegemeindeführerin und Organistin G. Bloch unverzagt ihren Dienst. Den meisten Kummer machte uns die Langsamkeit und Vorsicht der Amerikaner. Nach den Erfahrungen des Ostens hatte ich sie nach Wegnahme der Remagener Brücke in höchstens 3 bis 5 Tagen in Neuwied erwartet; sie brauchten aber bis zum 22. 3. Sie hatten ja Zeit, wollten und konnten Menschen sparen und alles mit überlegenem Material schaffen, während wir Werte und Menschen sinnlos verpulverten. Diese Langsamkeit war es auch, die den verhängnisvollen Kräften auf deutscher Seite immer wieder Auftrieb gab.

In dem Maße, wie man sich der Illusion hingab, die zögernden Amerikaner wieder aus dem Remagener Brückenkopf herausdrängen und eine Rheinfront errichten und halten zu können, wurden die Leute des „Durchhaltens bis zum Letzten“ in Wehrmacht, Partei und Volkssturm aktiv. Und wir bekamen sie dann zu spüren. Bei jedem deutschen Vorstoß gegen den Brückenkopf erschienen in Neuwied Männer mit Parolen, die die ohnehin verängstete Bevölkerung noch mehr bedrängten: Hier wird durchgehalten und bis zum Letzten gekämpft! — Gleichzeitig fing dann immer das Suchen nach „Defaitisten“ und „Verrätern“ an. Ich weiß nicht mehr im einzelnen, welche Männer mit diesen Parolen auftauchten. Aber immer lag die Drohung der Namen „Model“ (Feldmarschall) und „Simon“ (Gauleiter) und auch „Diedenhofen“ (Kreisleiter) über der Stadt. — Ein mir bekannter Beamter des Landratsamtes warnte mich eines Tages, ich sei ja als Pfarrer der (damals) illegalen Bekenntnisgemeinde genügend bekannt und verdächtig aus dem Kirchenkampf in Neuwied seit 1933; ich solle mich vorsehen, es bestehe die Absicht, bei nächster Gelegenheit an Defaitisten auf dem Marktplatz ein Exempel zu statuieren.

Da mir Model aus dem ersten Rußlandwinter bei der 9. Armee bekannt und Simon ebenfalls hinreichend berüchtigt war, waren solche Mitteilungen nicht eben beruhigend, zumal ich ja auch meine Familie in Neuwied hatte und wußte, was „Sippenhaftung“ bedeutete. So hielt



Die Marktstraße nach einem Bombenangriff.



*Durch Bombentreffer bis auf die Grundmauern eingestürztes Haus
in der Kirchstraße.*

ich mich in solchen Tagen möglichst dort auf, wo es mächtig schoß: Dort war man vor den „Heldengreifern“ am sichersten! Das waren vor allem die Straßen zwischen Rhein und Luisenplatz und Schloß. Den letzten Alpdruck verursachten die Machthaber durch ihren „Evakuierungsbefehl“, der eines Tages öffentlich angeklebt wurde. Es ist wohl kaum zu sagen, welche Angst und Verwirrung die ständige Drohung mit diesem Befehl unter den Menschen in den Kellern hervorgerufen hat. — Und wie sah er aus? Da hieß es, die Menschen hätten sich unter Mitnahme der nötigsten Habe und Verpflegung für x Tage zu sammeln und auf den Westerwald zu trecken, wo sie dann weitergeleitet würden ... Eine Unterschrift fehlte! Er kam von der Gauleitung. Ich hielt diesen Befehl für das Muster verbrecherischer Verantwortungslosigkeit. Aus einer Stadt, die unter ständigem Beschuß lag, deren Ausfallstraßen ebenfalls dauernd beschossen wurden, über der 2 bis 3 Artillerieschiffe kreisten, sollten 18 000 bis 19 000 Menschen auf den Westerwald „trecken“ — der aber seinerseits schon seit Wochen völlig verstopft war mit Soldaten der zerschlagenen Armee, mit Flüchtlingen, und dessen Landstraßen ständig von Jabos besucht wurden. Unterkunft, Verpflegung und Versorgung waren undurchführbar, statt dessen mußte damit gerechnet werden, daß die Menschen mitten ins Kampfgebiet hineinrennen würden, wenn der Amerikaner — wie sicher anzunehmen war — längs der Autobahn vorstoßen würde! Solch ein Fetzen von Befehl wurde trotz ständiger Warnungen und Proteste der Verantwortlichen in der Stadt anonym angeschlagen — ohne Unterschrift und Namen eines Verantwortlichen! — Letzter armseliger Versuch, sich ein moralisches Alibi zu verschaffen, wenn man den sinnlosen Kampf um eine offene Stadt voll Zivilisten nun doch bis aufs Messer weiterführte.

Was aber galten den Machthabern von 1945 Menschen und Städte der eigenen Heimat? — Doch bestand zwischen Hauptmann Kupp und mir sowie dem Bürgermeister und der Polizei — größtenteils braven, bewährten Beamten — Übereinstimmung, daß dieser Befehl undurchführbar sei. So wurden die Plakate wieder abgerissen, wobei die Bevölkerung sich wirklich „spontan“ beteiligt hat.

Im Zusammenhang mit dem Evakuierungsbefehl kam auch ein weiterer zum Ausverkauf der Geschäfte, der an wenigen Stellen zu einem wahren Sturm auf Schuhe usw. führte. Jedoch waren die meisten Geschäftsleute nüchtern und vorsichtig genug, mehr der wahren Lage als diesem Befehl Rechnung zu tragen und hielten die Läden geschlossen. Man mußte ja wohl nach der Besetzung durch die Amerikaner noch leben und einige Vorräte haben!

Schließlich gab es noch Auseinandersetzungen wegen der auf dem Rhein liegenden Schiffe. Bisher war es mit diesen noch gut gegangen mit Ausnahme derjenigen, die von den amerikanischen Panzern von Weißenthurm aus in Brand geschossen und versenkt worden waren. Auch da gab es sinnlose Zerstörung als Zeitvertreib! Mir ist vor allem noch ein Kahn mit Briketts erinnerlich, der am Deichtor, Schloßstraße, lag, vorn brennend, hinten mit dem Leck abgessogen, aber in der Mitte arbeiteten meine braven Männer noch mehrere Nächte und löschten Kohle. Aber alle Schiffe waren ständig bedroht durch Pionierkommandos, die meist bei Nacht auftauchten und mit oder ohne Befehl alle Schiffe auf dem Rhein versenken wollten. In den ersten Tagen hatte es vor allem der Reeder Aviszius verstanden, sie davon abzubringen. Dann hatten Hauptmann Kupp und ich Gegenbefehl gegeben. Nun kamen sie wieder — und ich mußte meinen Posten mehr Instruktionen gegen diese eigenen Leute als gegen die Amerikaner geben. In der Nacht vom 20. zum 21. 3. war ich zu einer Lagebesprechung mit Volkssturm- und militärischen Führern befohlen, als plötzlich einer meiner Posten vom Wikingwerk zu mir kam: „Dort wolle ein Kommando alle Schiffe einschließlich des Mehlschiffes ‚Ostara‘ versenken.“ Ich fuhr sofort hin und traf das Pionierkommando bei seiner verhängnisvollen Arbeit: Man öffnete nicht etwa die Schotten und setzte die Schiffe auf Grund, man zerstörte sie vielmehr mit Sprengladungen. An der „Ostara“ hing ebenfalls schon die Ladung. Ich gab selbstverständlich dem Führer des Kommandos Befehl, aufzuhören. Er verlangte von mir eine schriftliche Bestätigung, damit er gedeckt sei, sonst würde er eingesperrt und bestraft. Ich sagte ihm, dann solle er sich doch einmal wegen einer Sache bestrafen lassen, die es wert sei — und gab ihm meinen Gegenbefehl schriftlich. So blieb wenigstens das Mehlschiff erhalten. In den letzten Tagen kam dann noch einmal eine Gefährdung der Stadt in Gestalt eines „Bataillons“ und seines Kommandeurs, der Neuwied als Abschnitt übernahm. Mitten in der Nacht erschien plötzlich bei mir in der Schule neben dem Bezirkskommando ein Oberleutnant, stellte sich als Batl.-Kommandeur und Kommandant von Neuwied vor — und wollte mich und meine Leute sich unterstellen. Es bedurfte einiger Mühe und Schärfe, um ihm klarzumachen, daß ich nicht daran dächte, mich ihm zu unterstellen — daß ich ganz bestimmte positive Aufgaben hätte und den sinnlosen Amoklauf eines Kampfes um eine offene Stadt voll Menschen ablehnte. Er überließ mir dann die gesamte Rheinfront und setzte sein Bataillon — einen Haufen von etwa 250 aufgesammelten Versprengten von der Wiedbachmündung landeinwärts ein. Ich besetzte die Rheinfront wie bisher



Zerstörte Häuser am Marktplatz.



Zerstörte Häuser am Marktplatz.

mit einem Doppelposten je Kilometer; das genügte völlig, in Rußland hatten wir in entsprechender Lage gelegentlich noch weniger gehabt. Die anderen machten weiter Wach- und Löschdienst. Der Adjutant des Oberleutnants, ein junger Lehrer, sagte mir allerdings nachher unter vier Augen, es sei nicht so schlimm, wie es sich anhörte, und sie seien ja in einer Zwangslage. Ich versuchte nun immer wieder dem Oberleutnant klarzumachen, daß man Neuwied bei einem Angriff von Wollendorf her kaum verteidigen könne, daß dann vielmehr nur der Höhenrand des Westerwaldes in Frage käme.

So vergingen mehrere Tage und Nächte. In den Nächten wurde vom 19. 3. an der Beschuß stärker und zeitweilig schossen die Amerikaner mit Brandgranaten. So gingen zuerst die Kaufhäuser Merkur und Hülster in der Mittelstraße in Flammen auf, in der folgenden Nacht kam die Marktstraße mit der Gärtnerei Grünh und den Nachbarhäusern daran. Dabei setzte sich die Feuerwehr verzweifelt und tapfer ein, aber immer wieder wurden ihre Schlauchleitungen zerschossen, weil den Brandgranaten Beschuß mit Sprenggranaten folgte. Es sind auch einer oder mehrere Wehrmänner dabei in Erfüllung ihrer Pflicht gefallen. In der folgenden Nacht kam die Pfarrstraße im Umkreis der Ecke Engerser Straße daran und auch die Wilhelmstraße bekam ihr Teil. Ich erinnere mich noch, wie wir Frau Bleyer mit abgerissenem Fuß aus den Trümmern ihrer Wohnung bargen und in die Rettungsstelle der Zinzendorfsschule brachten, wo sie dann doch starb. Oder wie ich an einem Morgen im Geschäft Endermann und bei Familie Frauzem in der Pfarrstraße 29 nach dem Rechten schaute — ich war dort häufig, da wir aus dem Kirchenkampf und der Bekenntnisgemeinde gut befreundet waren; ich fand sie in einem Wust von Trümmern, aber doch froh, daß es wenigstens keine Brandbombe gewesen war. Mit einem Rest Kognak stärkten wir uns für die kommenden Dinge und versuchten, aufzuräumen und weiter durchzuhalten.

So kam der Morgen des 22. 3. 1945. Die Nacht war ziemlich unruhig gewesen, nun schien eine strahlende Frühlingssonne, und es herrschte eine fast unglaubliche Ruhe. Ich war bei meiner Familie in der Gutenbergstraße, hatte mich endlich wieder einmal gründlich gewaschen, rasiert und gefühstückt und stand im Garten, als der Batl.-Kommandeur mit Adjutant wie ein Verhängnis nahte: Hier stehen Sie in aller Ruhe — und die Amerikaner sind da! Ich sagte: Unmöglich, doch nicht am hellen Tage! Aber er versichert mir, sie seien von Wollendorf her nach Irlich hereingekommen und schon über den Wiedbach und auf der Feldkircher Straße; ich solle sofort den Abschnitt übernehmen, er werde anschließend sein Bataillon einsetzen. Ich fragte ihn etwas

ironisch, womit ich denn eigentlich nach seiner Meinung Krieg führen sollte, etwa mit meinen Arbeitskommandos ohne Waffen — und er sei doch der Kriegsmann?! Er sagte, er werde mir Verstärkung usw. schicken und selbst herauskommen. Ich zog also meinen Rock an, schnallte Koppel und Pistole um und fuhr mit dem Rad durch die Stadt zur Feldkircher Straße. Dort lag in einem Haus eines meiner Wachkommandos. Vom Dachboden aus sah ich dann mit dem Wachhabenden durchs Glas die Amerikaner in hellen Scharen ganz gemütlich die Höhe über Irlich herunterkommen und von da zum Wiedbach, sie mußten wohl schon über den stehengebliebenen Steg im Rasselsteiner Hafen herüber sein.

Ich baute nun also meine paar Soldaten an der Feldkircher Straße in den Gärten auf, befahl ihnen aber, nur eben abzuwehren und nicht mehr zu tun, als nötig. Auf ein paar Gewehrschüsse hin verschwanden die Amerikaner denn auch und hielten an. Dann ging ich schweren Herzens meine übrigen Leute holen, die im Schloßkeller lagen. Dabei begegnete mir der Oberleutnant und Kommandeur und erklärte, er werde längs des Bahndammes die Amerikaner angreifen und zurückwerfen, ich solle die Feldkircher Straße halten. Ich ging also zum Schloß und holte meine „Kriegsmacht“ heraus, insgesamt etwa 25 Männer, z. T. ohne Gewehre, MGs hatten wir gar nicht. Dabei begegnete ich zum letzten Male Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Friedrich zu Wied. Er kannte mich wohl als Pfarrer der renitenten Bekenntnisgemeinde, nicht als Hauptmann der Wehrmacht; so war dies ein seltsames Zusammentreffen. Ich wußte, daß er als Aristokrat und Mensch dem NS-Regime kritisch gegenüberstand. Aber gegenüber mancherlei Einflüssen seiner Umgebung war er damit nicht durchgedrungen, auch nicht in der Frage der Kirche, so daß wir Leute der Bekenntnisgemeinde bei ihm nicht unbedingt „personae gratae“ waren. Aber in diesem Augenblick sprach aus ihm nur der Kummer und die Trauer über die Zerstörung des Vaterlandes und dies Ende des deutschen Heeres: „Nun bin ich nur noch Fürst von Trümmern, nicht mehr Fürst zu Wied!“ Ich meinte, man müsse sehen, ob es wirklich zum Letzten käme und ich hoffte, es ließe sich doch noch etwas tun: wie, wußte ich freilich in diesem Augenblick auch nicht. Dann zog ich mit meinen paar Soldaten in den Schloßpark, um sie dort links der Feldkircher Straße einzusetzen. Dort begegnete mir ein Leutnant mit 11 bis 12 Mann, der Führer der Kompanie, der in Irlich von den Amerikanern überrascht und überrumpelt worden war, und so waren wir nun also immerhin 35 bis 40 Mann. Wogegen? Wahrscheinlich gegen eine oder mehrere amerikanische Divisionen mit Panzern, Artillerie und

Fliegern! Vom Deich im Schloßpark aus sahen wir dann den Angriff unseres Bataillons längs des Bahndammes. Ein Haufen müder Soldaten lief dort ein paar hundert Schritte vor, dann schossen ein paar amerikanische Panzer und alles war wieder in einer Wolke von Staub und Qualm zerstoßen.

Die Amerikaner konzentrierten nun ihren Stoß längs des Bahndammes und drangen dort langsam aber stetig gegen den Bahnhof vor. Wir blieben ziemlich unbeachtet. Um Mittag wurde es eine Zeit lang ruhiger, dann allerdings fing die Artillerie unter Feuerleitung eines Beobachters, der über uns kreiste, an, die Gegend Lyzeum, Weidchen usw. zu beschießen.

Am Nachmittag kam ein Melder vom Bezirkskommando mit einem Befehl für mich: Ich hätte sofort die Führung aller verfügbaren Kräfte in Neuwied zu übernehmen und den Gegner über den Wiedbach zurückzuwerfen! Das kam vom Generalkommando fernmündlich. Ich erwiderte: Verfügbare Kräfte seien nicht da und ohne schwere Waffen und eine Truppe könne ich keinen Krieg führen, der Melder könne das den Herrn in Wiesbaden oder sonstwo bestellen und meinetwegen den Spruch aus dem „Götz von Berlichingen“ dazu.

Ich bekam dann die Mitteilung, daß Verstärkung und Waffen kommen würden. Sie kamen tatsächlich, eine Handvoll Artilleristen, Fahrer usw. unter Führung eines blutjungen Uff.-Anwärters mit zwei uralten MG 08/15. Meine Frage, wer denn mit den Maschinengewehren schießen könne, verneinten sie alle. Darauf ließ ich sie sprengen und die Munition in den Rhein werfen. In diesem Augenblick begannen die Amerikaner durch den Schloßpark anzugreifen und wir erhielten MP-F Feuer; gleichzeitig kam ein Melder des Batl.-Kommandeurs, er könne sich in Neuwied nicht mehr halten und müsse über Heddesdorf auf das Heimbacher Feld ausweichen. Der Melder war ein früherer Konfirmand meiner Gemeinde, Haack, von der Deichstraße.

So blieben wir allein übrig in Neuwied, und so stand mein Entschluß fest. Ich befahl meinen Leuten auf den Marktplatz zurückzugehen (bzw. in den Keller der Zinsendorfschule). Dort erklärte ich ihnen, daß der Kampf um Neuwied zu Ende sei, daß ich es ablehnte, für die verlorene Sache noch irgendeinen Menschen oder Wert zu opfern. Ich gäbe sie also frei, wer abziehen wolle, solle das tun; wer bleiben wolle, solle bei mir bleiben. Ein Teil zog daraufhin mit einem Leutnant nach Engers zu ab, ein Rest blieb bei mir. Der letzte Unteroffizier erklärte mir im Namen aller, sie teilten meine Ansicht und bäten mich, für sie den weiteren Gang der Dinge zu regeln. Ich ging darauf ins Rathaus und erklärte dem Chef der Polizei, es sei keine



*Durch Bomben und Artilleriebeschuß schwer getroffene Häuser
in der Engerser Straße.*

geführte Truppe mehr in Neuwied, ich stellte mit meinen Leuten den Kampf ein, Neuwied sei also offene Stadt und sie möchten das der Bevölkerung und den Amerikanern zu erkennen geben. Da ich mit den Leuten auf dem Rathaus die ganze Zeit in Verbindung gestanden hatte — wie auch Hauptmann Kupp, wurde ich sofort verstanden. Die Polizisten rannten los und nach wenigen Minuten hing auf dem Turm der Marktkirche eine weiße Fahne, ebenso aus den Häusern, und die Glocke der Kirche wurde geläutet. Das erste Glockengeläut seit Jahren! Vor 14 Tagen hatten wir es aus Weißenthurm gehört — und die beneidet, die drüben aus den Kellern heraussteigen durften, nun war es auch in Neuwied soweit.

Die Amerikaner besetzten die Stadt nur zögernd, es war inzwischen Abend geworden. Um niemand mehr unnötig in Gefahr zu bringen, hielt ich meine Leute im Keller der Zinzendorfschule zusammen. Dort blieb auch ich auf der Rettungsstelle mit der diensttuenden Ärztin und Frau Dr. Grzembke bis zum anderen Morgen. Dann verständigte die Ärztin meine Frau. Die beiden kamen zurück und brachten einen amerikanischen Offizier mit, mit dem ich dann wegen der Übergabe meiner Leute verhandelte.

Wir wurden anständig behandelt; dennoch war es ein bitterer Weg für uns von der Zinzendorfschule zum Rathaus. Dort mußten wir stehen und warten, während die aus ihren Kellern erlösten Menschen sich der Frühlingssonne freuten und sich im Hintergrund um uns drängten, soweit die amerikanischen Posten das zuließen.

Aus den Fenstern des Rathauses schauten die Beamten und Angestellten, die dort ausgehalten hatten und nun vorübergehend dort eingesperrt waren. Im Rathaus versuchte der amerikanische Kommandant einen Überblick über Lage und Verhältnisse in Neuwied zu bekommen; das war ja immerhin nicht ganz schwierig, da die Stadt relativ unzerstört geblieben, und eine arbeitsfähige Stadtverwaltung verfügbar war. Ein amerikanischer Leutnant kam zu mir und fragte nach unseren Waffen. Ich erwiderte, die seien zerstört und im Rhein, bzw. in einem Kanal versenkt. Er fuhr mich wütend an, ich sei ein Lügner und man werde mich zwingen, sie selbst herauszuholen; worauf ich nur die Achseln zuckte und ihm sagte: Ich hätte nicht nötig zu lügen — und im übrigen hätte ich Wert darauf gelegt, daß mit unseren Waffen auf niemand mehr geschossen würde. Später erzählte ich diese Episode einem Major, der nur lächelte: He would have a souvenir! Zu meinen paar Leuten kamen in der Wartezeit immer neue Soldaten, die aus den Kellern herausgeholt wurden. Nach einem Befehl von Model hätte ich all diese Männer aufsuchen und erschießen lassen müssen; dazu

hätten aber unsere Waffen und Munition nicht gereicht, selbst wenn wir den Befehl ausführen wollten.

So marschierte denn schließlich nach längerem Warten eine größere Abteilung hinter mir nach Irlich in die Gefangenschaft! Obwohl das wahrhaftig bitter genug war, tröstete mich doch der Gedanke, daß all diese Männer immerhin lebten und nicht irgendwo tot herumlagen — und daß unserer Stadt das Bitterste an Kampf und Zerstörung erspart geblieben war.

Von Irlich kam ich zur Vernehmung zu einem Stab. Dort erlebte ich zum erstenmal das ahnungslose Fragen der Amerikaner nach den inneren Verhältnissen in Deutschland, nach der ungeheuerlichen Unfreiheit und der Gewissensnot aller Menschen im Konflikt zwischen vaterländischer Pflicht und Kampf gegen das Regime. Ich war froh, ihnen über Neuwied einige Hinweise auf Männer und Frauen geben zu können, die in aller Treue ihre schwere Pflicht getan hatten und deren gutes Gewissen sich nicht zuletzt darin gezeigt hat, daß sie bis zum Schluß blieben und aushielten.

Nachwort

Nachdem Neuwied erstmals im September 1944 einen schweren Fliegerangriff erlitten hatte, folgten vom zweiten Weihnachtstage an in mehrfacher Folge Bombenabwürfe, vor allem rings um die Brücke, bis diese, am 15. Januar 1944 entscheidend getroffen, in den Rhein zusammenstürzte.

Wie aus der Schilderung von Pfarrer Hans Meyer hervorgeht, blieb Neuwied buchstäblich im letzten Augenblick von dem drohenden Verhängnis der völligen Vernichtung verschont. Es ist kaum auszudenken, was geschehen wäre, wenn sich aus Versprengten etwa eine „Kampfgruppe Neuwied“ gebildet und in der Stadt „eingeingelt“ hätte, wie das damals so schön hieß. Auf dem von amerikanischen Jagdbombern besetzten Flugplatz von Niedermendig lagen schon die Bomben mit weißer Kreideaufschrift „Neuwied“ für den Angriff bereit, wie später von dort berichtet wurde. Wäre Neuwied hartnäckig verteidigt worden, hätte man mitleidslos die Stadt zerbombt und in einen einzigen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt.

Der Opfer sind auch so schon allzuviel gewesen. 289 Zivilpersonen haben durch Bomben- oder Artillerietreffer den Tod gefunden; rund 37 Prozent aller Häuser wurden beschädigt oder zerstört.

Der Herausgeber

